

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 3

Artikel: Die erste Nachtwache und andere Erlebnisse einer jungen Krankenschwester
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

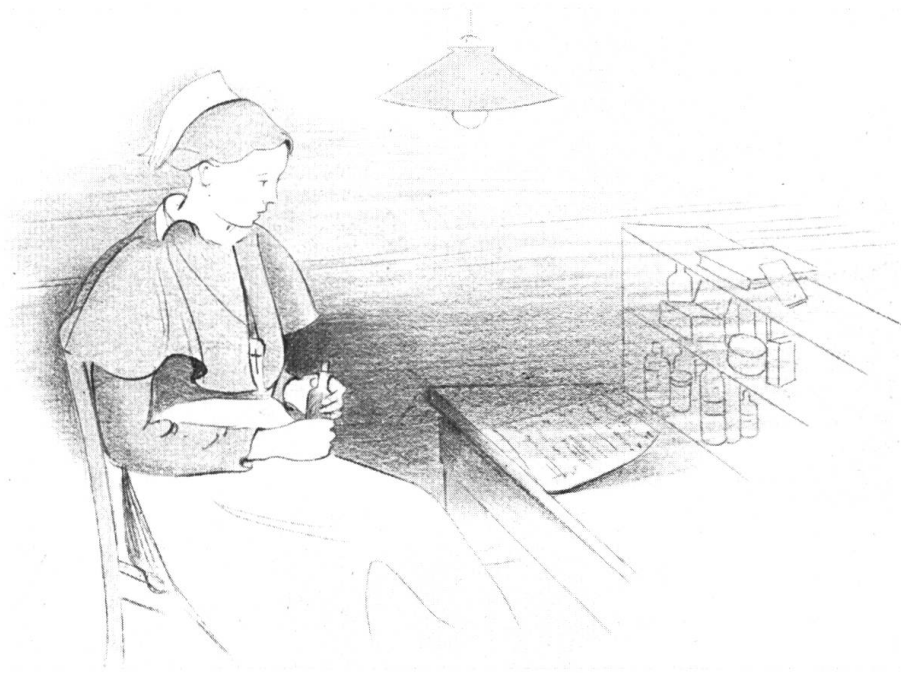
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Reinhardt

Die erste Nachtwache

und andere Erlebnisse einer jungen Krankenschwester

Von * * *

Der Spuk

Nach dem Examen wurde ich mit zwei andern Mitschülerinnen in ein kleines Kantonsspital geschickt. Mir übergab man die Nachtwache im alten Gebäude. Sechs grosse, fünf kleine Säle und fünf Privatzimmer in drei Stockwerken verteilt, wurden mir anvertraut. Ich war sehr stolz auf meine erste Selbständigkeit.

Zwei Stunden blieben mir zum Auspacken und Ausruhen, dann begann meine Pflicht. Mit Notizblock und Bleistift versehen schritt ich von Abteilung zu Abteilung, um von den Schwestern die Anordnungen entgegenzunehmen. Männersäle, Frauensäle, Privat, chirurgische Abteilung, medizinische Abteilung, Schwesternnamen, Aerztenamen, Office, Magazine, Nachtglocke, alles merkte ich mir wohl. Aber allgemach begann es in meinem

Kopfe wie in einem Bienenstock zu schwirren. Wie war es nur möglich, dies geordnet und klar auseinanderzuhalten? Wie brachte ich es nur fertig, mich in diesem unbekannten Hause zurechtzufinden? Immer wieder sah ich auf die grosse Liste: Alle Stunden Rundgang durch die Säle. Saal 1: 3. Bett rechts Eisbeutel erneuern, 5. Bett rechts eine Spritze Pantopon, 4. Bett links Urinmenge messen und Bärentraubentee geben. Saal 5: 2. Bett links wenn unruhig Bettschere einstecken, 3. Bett links löffelweise Tee, nachsehen, ob Sandsack am Platz, 4. Bett rechts Extension abnehmen. Privat 10: 20 Tropfen Baldrian usw. usw.

Lang reihten sich die Aufzeichnungen. Sie waren Befehle, die genau ausgeführt sein wollten, und pflichtgetreu kam ich ihnen nach.

Allmählich wurde die Stille im Haus

immer tiefer. Die letzten Schwestern hatten sich zurückgezogen. Halbdunkel herrschte in den Korridoren und Sälen. Und in dieser einsamen Dunkelheit stand ich, ein schwächtiges, noch nicht völlig ausgewachsenes Mädchen und — fürchtete mich. Doch dies wollte mein Stolz nicht eingestehen, darum hielt ich mich um so enger an meine Pflichten. Nur Uhr, Klingel und Notizblock waren für mich massgebend. Sie schalteten in mein Gehirn Funktionen ein, die ich zu verrichten hatte. An anderes wollte ich nicht denken.

Im Dämmerlicht der Säle kamen mir die Menschen, die ich nicht kannte, nie gesehen hatte, unheimlich vor. Auch die vertrauten Handreichungen verrichtete ich rasch und ängstlich. Aber die Nacht war lang, und ich sehnte mich sehr nach dem Morgen.

Um drei Uhr endlich begann am Himmel die erste Helle sich zu zeigen. Die Spannung in mir gab merklich nach. Doch auf einmal liess mich ein unbekanntes Rasseln und Scharren aufs neue zusammenschrecken. Was war denn das? Was konnte es sein? Beim Aufzug war der Lärm am deutlichsten, er kam bestimmt von oben. Ich eilte die Treppe hinauf. Im dritten Stock angekommen, fand ich nichts. Auch auf mein leises Rufen blieb alles stumm. Doch jetzt kam der Lärm von unten. Ich rief wieder; aber keine Antwort erfolgte. Wieder eilte ich die Treppe hinab, kam aber nur bis zum Parterre, da der weitere Weg mir unbekannt war. Was war es nur? Was konnte dieses Gerassel und Scharren sein? Wie kam es, dass niemand den Lärm hörte?

Im völligen Dunkel über die Ursache wagte ich niemand aus dem Schlafe zu wecken; zuerst musste ich wissen, was es war. Aber wie eigentümlich: befand ich mich oben, kam der Lärm von unten, war ich unten, kam er von oben.

Da erschien, wie ein rettender Engel, meine Mitschülerin Lena. Schnell fragte ich sie:

« Haben Sie das Gerassel auch gehört? Wissen Sie, was es bedeutet? »

Sie lauschte, also hatte sie im Zimmer nichts vernommen.

« Kann mir nicht denken, was dies ist. Unheimlich! » sagte sie.

« Schwester Lena, was soll ich tun? »

« Nachsehen! » empfahl mir die vermeintliche Hilfe, und eilte auf ihr Zimmer. Offenbar war sie froh, nicht an meiner Stelle zu sein. Jetzt wird sie wohl ins warme Bett schlüpfen, die Decken über die Ohren ziehen und glücklich sein, dass sie meine Verantwortung nicht zu tragen braucht. O, sie hat selber auch Angst, und feige lässt sie mich im Stich . . . So kreisten meine Gedanken in Furcht und Unwissen, was ich tun sollte. Der Lärm blieb immer derselbe. War ich oben, kam er von unten, war ich unten, kam er von oben. Kein menschlicher Laut war hörbar. So schickte ich mich in das Unvermeidliche und zählte die Minuten, bis es fünf Uhr schlug.

Endlich konnte ich zur Oberschwester gehen. Voller Aufregung gab ich ihr den Rapport ab. Da lachte sie in ihrem Bette hell auf.

« Sie arme Kleine », sagte sie, « das war niemand anders als der Kaminfeger. Man hat es Ihnen nur vergessen mitzuteilen. Wenn wieder einmal so etwas ist, kommen Sie nur getrost zu mir. »

Nun lachte auch ich ein befreiendes Lachen über den nächtlichen Spuk, der mir so zugesetzt hatte.

Das hysterische Mädchen

Die zweite Nacht trat ich meine Arbeit an wie eine, die weiss, wie es ist. Pflichtgetreu machte ich meine Runde. Den Kranken gab ich, was sie verlangten und was ihnen zukam. Es waren nur kleine Handreichungen. Ich war sehr bald überall durch. Aber im Office sah ich wieder auf meine Aufzeichnungen, ob ich ja nichts vergessen habe: Saal 8, 3. Bett rechts 1 Kubik MO., 2. Bett links 10 Tropfen Digalen, 1. Bett links heisse Wickel, 2. Bett rechts Stuhl nach Würmern untersuchen; Privat 10: 20 Tropfen Baldrian, wenn unruhig . . . Die letztere stand schon

gestern auf meiner Liste und sollte für immer gelten. Die Patientin kannte ich noch nicht. Gestern hatte sie die ganze Nacht durchgeschlafen. Hoffentlich tat sie es auch diese. Aber eine eigentümliche, mir kaum bewusste Unruhe blieb in mir zurück, und diese trieb mich sehr bald, ausserhalb meiner Runde, wieder in den 3. Stock hinauf.

Und richtig, ein leises Gejammer drang aus dem Zimmer Nr. 10. Schnell zählte ich am Medizinkasten die Baldriantropfen ab, und mit einem aufsteigenden Mitempfinden für die Leidende öffnete ich leise die Türe . . . Aber, o Schrecken, jäh erhob sich eine Frauengestalt im Bette, schrill schrie sie auf. Nun sprang sie mit einem Satz auf mich zu, schlug mich wuchtig an die Wand und rannte dann hinaus, die Treppe hinab.

Ich stürzte ihr nach. Immer war sie mir vier Stufen voraus, die fliehende Gestalt im weissen Hemde, das ganz zerrissen war. Aber erst am verschlossenen Portal gelang es mir, sie einzuholen.

« Bitte, Fräulein, beruhigen Sie sich! Kommen Sie mit mir! » sagte ich sehr sanft und lieb zu ihr und wollte ihre Hand erfassen. Sie aber, wieder in jähher Bewegung, neigte sich zu mir und biss mich in den Hals. Nur mit Mühe gelang es mir, sie von mir abzuschütteln. Wir standen zum Glück beim Portierzimmer. Mit dem freien Arm klopfte ich heftig an die Türe. Gott sei Dank, der Mann gab sofort Antwort, und schon erschien er. Ich brauchte gar nichts zu erklären. Ziemlich resolut nahm er das Mädchen in die Arme und sagte: « So, Anna, jetzt wird Vernunft angenommen! » und kraftvoll trug er sie die Treppe hinauf. Wie ein braves Kind hing die vorhin so Wütende an seinem Halse. Oben liess sie sich ruhig ins Bett legen. Der Portier blieb bei ihr, bis ich den Abteilungsarzt gerufen.

Ich konnte mir das Vorgefallene gar nicht erklären. Doch war ich schon froh, dass die Kranke besänftigt war und der Arzt bei ihr sass, so dass ich meine Runde beruhigt neu beginnen konnte. Vorher aber wusch ich noch die Bisswunde aus

DAS LAIENTHEATER AUF ABWEGEN



Photos: Schweiz. Trachtenvereinigung

So wird immer noch an zahllosen Vereinsabenden bei uns auf dem Lande und in der Stadt Theater gespielt: mit übeln Kostümen, falscher Regie, verlogendem Pathos.

Wir haben eine Tradition des Laienspieles, um die uns jedes Land der Welt beneiden könnte. Warum finden die Leute, die diesen auf Abwege geratenen Idealismus wieder auf rechte Bahnen lenken wollen, nicht mehr Widerhall?

und legte Salbe auf, im begreiflichen Wunsche, dass es bald heilen solle.

Es ging gegen Morgen. Die Glocken riefen häufiger. Ich hatte jetzt viel zu tun. Um 5 Uhr konnte ich dann die Schwestern wecken. An jeder Tür gab ich den entsprechenden Rapport der verlaufenen Nacht. Langsam begann im Hause das Leben sich zu regen. Lichter blitzten überall auf. Man hörte Stimmen der Schwestern, zuerst noch leise, flüsternd, dann lauter, geschäftiger. Und dann war der richtige Morgen da.

« Nun, Schwester Klara, Sie haben wieder eine ereignisreiche Nacht hinter sich! » sagte lächelnd die Oberschwester beim Frühstückstisch. Meine Hand berührte unwillkürlich die brennende Bisswunde; der überstandene Schrecken stieg wieder in mir auf, und voller Angst auf die nächste Nacht erzählte ich den Vorgang.

« Nein, nein », tröstete liebevoll die Oberschwester, « so schlimm ist es nicht bei uns. Die Tobsucht des Mädchens ist mehr Theater; übrigens sind solche Anfälle bei ihr sehr selten. Sie können also für die nächste und die folgenden Nächte beruhigt sein. »

Der verliebte Grossvater

Es folgten auch wirklich ruhige Nächte. Wie ein Uhrwerk lief ich meinen Pflichtenkreis ab, und nichts war da, das ihn störte. Im Dienste, der nun schon das Gewohnte annahm, fand ich oft Minuten der Musse. Dann sass ich im Office, und um mir die stille Zeit zu vertreiben, begann ich zu zeichnen. Ich stellte Stillleben her, aus Tassen, Krügen, aus Blumen, Früchten, oder ich versuchte mich auch in Gedichten über Nacht und Einsamkeit.

Alles lag im tiefen Schlaf, und still war es im grossen Hause. Es kamen die Mäuse, meine einzigen lebendigen Gefährten, die von soviel Ruhe und Unge-störtsein zu den schönsten Tänzen disponiert waren. Sie tanzten durch den Kor-

ridor, auf die Stühle und den Kasten, in den Milchkrug hinein. Und sie tanzten um das Brot. Nur wenn sie auf meine Beine tanzen wollten, scheuchte ich sie mit leiser Bewegung weg.

Manchmal läuteten erschrockene Frauen, weil eine Fledermaus im Saale schwirrte. Wenn ich dann Licht machte, flog diese hinaus, hinterliess aber die Ueberreste ihres nächtlichen Raubzuges. Die weissen Decken waren voll schwarzer kleiner Flügel, die allein noch übrig geblieben von den fröhlichen Mücken und Fliegen, die sich am Abend um das Licht getummelt hatten.

Dann kam etwas Neues. Seit zwei Nächten lag im Privatzimmer Nr. 9 ein weisshaariger Greis. Von einem Schlaganfall war ihm eine Lähmung geblieben. Sehr anspruchsvoll sei er, hatte mir die Tagschwester geklagt. Und in der Tat, auch nachts wollte er ohne Pflege nicht sein. Er läutete oft und verlangte Kleinigkeiten. Ich reichte sie ihm gern, plauderte auch ein wenig mit ihm, wenn es meine Zeit zuliess. Bat ich ihn aber: « Jetzt versuchen Sie wieder einzuschlafen, Grossvater, damit Sie morgen prusper sind! » so lachte er verschmitzt und erwiderte: « Das soll mir nicht passieren. Die Gegenwart meines Nachtengelchens will ich nicht verschlafen. »

In kindlicher Berechnung, mich mehr um sich haben zu können, begann er mich zu beschenken. Blumen musste ich von ihm entgegennehmen und Süssigkeiten. Sträubte ich mich, machte er lustige Augen und sagte dazu:

« O, du liebs Engeli, Rosmarinstengeli, o du liebs Herzeli, tue nid eso.... »

Und er sang so lang und so laut, bis ich es annahm, vor lauter Angst, er könnte mir sonst Fräulein Anna nebenan aus dem Schläfe wecken, und das wollte ich lieber verhüten.

Zuerst wusste ich nicht recht, was ich mit seinen Geschenken anfangen sollte. Ich schämte mich, sie jemand zu zeigen. Dann aber sprach ich mit der Oberschwester darüber, und auch hier

hatte sie einen freundlichen Zuspruch bereit:

« Das kommt oft vor, dass ein Greis sich nochmals verliebt. Nehmen Sie es nur, wie es ist, als ein kleines, amüsantes Erlebnis. Dem Grossvater verschönern Sie damit den Spitalaufenthalt, und der Tageschwester erleichtern Sie den Dienst bei ihm. So ist allen geholfen und niemandem unrecht getan. »

Nun war ich beruhigt. Allgemach wurde mir der Grossvater selber lieb. In den turbulenten Nächten, die noch oft erfolgten, war mir sein Zimmer wie eine Insel, auf die ich mich flüchten und in der ich mich erholen konnte. Und wenn er mir leise sein Liedchen sang: « O du liebs Engeli, Rosmarinstengeli . . . » fiel alle Furcht und alles Schwere von mir ab.

Der Weg des Geschäftsmannes

Narkose wurde keine gemacht. Der Rücken war lokal anästhesiert, und ich hatte den Patienten mit Champagner zu stimulieren. Herr Furrer trank nur wenig. Von Zeit zu Zeit frug ich ihn leise: « Geht es? Halten Sie es aus? » Auch der Professor stellte öfters die gleiche Frage, und immer erwiderte der Kranke: « Ja, ja, es ist auszuhalten. »

Mir erschien er eher als verwöhnter, äusserst gut genährter Herr. In seinem Antlitz aber kam eine derartige Willensstärke zum Ausdruck, dass mir für den Verlauf der Operation keine Bange war, ja, ich hätte ihm sogar noch mehr, sogar Experimente indischer Fakire zugetraut.

Bewunderungswürdig still harrete der Patient während der ganzen Operation aus. Nun wurde ihm der Verband angelegt, und dann konnte ich ihn in sein Zimmer fahren. Das Schlimmste also war vorüber. Aber noch gab es viele Schmerzen, und wer konnte garantieren, wie der Heilungsprozess verlief? Aber in immer gleicher Geduld hielt der Kranke aus. Und niemand von seinen Angehörigen kam. Dies waren wir Schwestern sonst nicht gewohnt.

Jeden Tag wurde die Wunde neu

verbunden. Der Professor war mit dem Verlauf der Heilung zufrieden. Und eines Abends sagte er: « Jetzt sind wir über dem Graben, Herr Furrer. »

Auffallend entspannte sich das Antlitz des Kranken, wie wenn er nur auf diese Worte gewartet hätte. Befreit lachte er auf und erwiderte: « Ich wusste es! Und ich danke Ihnen! »

Wie ich den Arzt hinausbegleitet hatte und wieder zum Bette hintrat, wiederholte er zu mir gewandt: « Ich danke Ihnen! » Und nun begann der sonst so stille, schweigsame Mann zu sprechen:

« Dies war meine einzige Chance, wieder gesund zu werden, Schwester Klara. Zwei Wege blieben mir offen: eine lange, langwierige Kur in den Bergen, ohne sichere Garantie, je ganz gesund zu werden. Aber ein so langsames Serbeln hätte ich einfach nicht ausgehalten. Das liegt nicht jedem. Ich bin Geschäftsmann und gewohnt, auf kurze, sichere Frist zu arbeiten und das Ganze zu wagen. Und so hab ich denn den andern, vielleicht gefährlichern, aber kürzern Weg gewählt. Ich wollte und musste leben, Schwester. Ich bin Familienvater, besitze vier herzige Kinder und eine liebe Frau. Sie wusste von allem nichts, meint auch jetzt, ich sei auf einer Geschäftsreise . . . Doch nun bin ich über dem Graben. Und nun kann ich es ihr auch schreiben. Darf ich es Ihnen in die Maschine diktieren, Schwester? »

Ich setze mich gern hin und übermittelte seinen guten Bericht.

Der todbringende Föhn

Diesen Tag hatte ich sehr schlecht geschlafen, und abends erhob ich mich mit Kopfschmerzen. Ein Föhn hatte nachmittags sein Treiben begonnen, und nun schien es sogar, dass er auch nachts nicht nachgeben wollte. Die Bäume im Garten schwankten, und ihre Kronen rauschten, so heftig ging der Wind durch sie. Man spürte ihn sogar im Hause; durch alle Ritzen zwang er sich.

Neues und Schweres wurde mir diese Nacht aufgetragen, insbesondere in der

medizinischen Abteilung. Frau Weber ging es nicht gut, ihr Herz wollte nicht mehr recht funktionieren. Sie lag sehr hoch gebettet. Ihr Atem keuchte, und die Lippen waren blau. Ich setzte mich zu ihr, gab ihr nach Verordnung von Zeit zu Zeit etwas Sauerstoff. Nur ungern verliess ich sie, wenn ich auf die Runde musste. Und ich beeilte mich, überall rasch durchzukommen, um gleich wieder bei ihr zu sein. Aber mehr als je wurde ich diese Nacht aufgehalten. Eine neue Patientin war da, die keinen Schlaf fand, die Herzklopfen hatte und um die ich mich auch sehr sorgte. So blieb ich denn etwas länger fort, und wie ich in den Saal zu Frau Weber zurückkehrte, sah ich, dass es mit ihr zu Ende ging. Rasch eilte ich zum Abteilungsarzt. Bis er kam, hatte ich schon den Bettwagen angeschraubt und die Sterbende hinausgeführt. Wir blieben dann beide die letzten, schweren Minuten bei ihr, und wie ich ihr die Augen zugeedrückt hatte, musste ich schon an die andere Patientin denken, die mir auch so Sorgen machte. Obwohl sie nicht Doktor Näfs Patientin war, kam er doch mit . . . Ach, auch hier ging es auf Leben und Tod. Wir taten, was wir konnten, dann holte ich den zugehörenden Assistenten, und nun musste ich wieder meine Runde machen.

Soviel Klagen musste ich diese Nacht anhören und Schmerzen zu lindern versuchen. War ich zu allen gerecht und beeilte ich mich nicht zu sehr? Oh, hätte ich mich vierteilen können! . . . Sah nicht Herr Baumgartner, der so stumm dalag, eigentümlich aus? Aber ich musste in den nächsten Saal, und es gab so viele Wünsche diesmal. Dann aber kehrte ich doch zurück zu dem Stillen, der mir keine Ruhe liess, mich einfach rief, dass ich die Runde unterbrach. So schlimm stand es doch nicht mit ihm am Abend! beruhigte ich mich. Zum Glück kamen die beiden Assistenten vom obern Stock herab, sie kamen mit mir . . . und wir kamen zu spät. Unerwartet war Baumgartners Lebenslicht ausgelöscht, wie wenn es der Föhn ausgeblasen hätte.

Auch dieses Bett fuhren wir hinaus.

Nun hatten wir drei Tote beieinander. Drei Tote in einer Nacht. « Hört Ihr den Föhn noch? » fragte Doktor Näf. « Er scheint nachzulassen, nun er seine Opfer hat. Dieses Phänomen der atmosphärischen Einwirkung auf das menschliche Herz habe ich in meine Dissertation als Hypothese eingeflochten. Dass sie sich derart eindeutig zeigen würde, habe ich nie geglaubt. »

Die Einarmige

Später kam ich wieder in die grosse Stadt zurück. Wo das Leben komplizierter und durch die Zusammenballung verschiedenster Elemente mannigfaltig ist, da sind es auch die Ereignisse.

Fräulein Luisa war eine schweigsame Patientin. Gewiss, sie hatte sehr grosse Schmerzen, und sie ertrug sie mit einer Geduld, die ich bewundern musste. Doch Schmerzen waren bei uns das tägliche Brot, und sie waren ja nur Auswirkungen. Wurde die Ursache behoben, hörten sie auf, und der Patient konnte geheilt entlassen werden. Wie aber wird es sein, wenn bei Fräulein Luisa « die Ursache behoben » sein wird?

Von ihrer bevorstehenden Operation sprachen wir kein Wort. Bei andern Patienten gab es kein beliebteres Thema als dies. Sie frugen beständig, wollten wissen, wie die Operation vor sich gehe, und wie gut sie bei andern, gleichen Fällen verlaufen sei. Nur Fräulein Luisa frug nicht. Dachte sie nicht daran? Kaum möglich; darum war sie doch so schweigsam; nur wollte sie ihr hartes Schicksal allein tragen. Also sprach auch ich nicht davon.

Und der Morgen kam. Während ich der Patientin in die Kleider half, lächelten wir uns an, sobald sich unsere Blicke trafen; aber welch ein Lächeln war es! Soviel lag darin . . . Ich wies zum Fenster hin und sagte: « Sehen Sie, wie die Sonne scheint? Und dort, auf der Linde, da singt die Amsel. » Fräulein Luisa sah auch hinaus, und mutig erwiderte sie: « Schön singt sie . . . Und nach der Operation wird

sie ganz gleich schön singen. » Da vermochte ich nichts mehr zu sagen.

Ihren gesunden Arm hing sie in den meinen, und wir gingen zusammen durch den Korridor, die breite Treppe hinab. Sie war etwas grösser als ich, ein hübsches Mädchen vom Lande. 24 Jahre zählte sie erst... Und ich musste sie dem Chirurgen zuführen.

Unter der Narkosenmaske schlief sie bald ein. Ich hielt ihren, von der Caries angefressenen Arm. Erbarmungswürdig magér war er und wies Narbenwunden auf, Zeichen der erlittenen Schmerzen.

Als Fräulein Luisa erwachte, lächelte sie mich wieder an. Dann glitten ihre Blicke dorthin, wo sonst der Arm lag. Lange blieben sie daran haften, wie wenn sie nicht begriffen, dass nun diese Stelle leer sei. Schliesslich wandten sie sich suchend, zagend die Decke aufwärts, bis sie den verbundenen Strunk fanden. Aber jetzt fiel der Kopf seitwärts in die Kissen. Und lange, lange hielt sie die Augen geschlossen.

Am andern Morgen wollte ich sie, wie andere hilflose Patienten, waschen und kämmen. Sie aber wehrte sich: «Nein, nein, Schwester Klara, das will ich selber tun! Gleich von allem Anfang an will ich mich trainieren, mit einem Arm auszukommen. Ich muss es zu Hause ja auch, kann mir keine Dienerin leisten... Zum Glück ist mir der rechte Arm geblieben, der hat ja schon vorher alles allein machen wollen, nun soll er es nur. »

Ich blieb bei ihr, bereit zu helfen, wenn sie es wünschte. Aber sie wollte meine Hilfe nicht. Nur die linke Hand suchte sie immer wieder, ganz gewohnheitsmässig, doch war ja nur die leere Stelle da. Wieder lächelte sie und sagte: « Meine Augen sehen es wohl, aber meine andern Sinne wollen es einfach nicht wahrhaben. Eigentümlich, ich erfühle wirklich noch die Hand und den Arm und sogar die Schmerzen darin. »

Vorher war sie so schweigsam. Jetzt stand sie vor der vollendeten Tatsache, und, um sich rasch in die neue Lage einzufinden, mussten ihr wohl die Worte



Walter Gessner

Bleistiftzeichnung

helfen. Auch ich konnte die meinen nicht mehr zurückhalten. « Ich bewundere Sie in Ihrer seelischen Kraft, Fräulein Luisa », murmelte ich.

« Ach, Schwester Klara », lehnte sie ab, « wenn Sie mich vorher gesehen hätten, täten Sie es nicht. Auch ich musste überwinden... mit Tränen... wilden Aufbäumungen... und schliesslich Resignation. Ich habe ja nicht nur den Arm, sondern mit ihm auch mein Lebensglück verloren. Der Mann, dem ich versprochen war, löste die Verlobung auf, als ich ihm den Entscheid des Arztes mitteilte. Begreiflich, eine Einarmige kann man wohl nicht mehr lieben... Ich habe mich dann damit abgefunden. Jetzt muss ich mich nur noch an die neue Situation gewöhnen. Und dazu hilft mir die Amsel da draussen. Hören Sie? Ich hab ja gesagt, dass sie mir nach der Operation auch noch singen wird! »

Da ging ich zum Fenster und öffnete es weit, damit Licht und Gesang hereinfliesse.